

## SELENKUNDLER OHNE TEAM

Es war René, der sagte: »Alzheimer ist ein Abenteuer. Demenz ist etwas Neues in meinem Leben. Da bin ich blitzschnell dabei.« Er interessiert sich brennend für die Veränderungen in seinem Geist. »Herr van Neer merkt, dass seine Wahrnehmungen nicht immer mit den wirklichen Ereignissen übereinstimmen, und erklärt manchmal, er finde das spannend«, notiert eine Pflegerin.

Er erlebt die verrücktesten Dinge. Da irrt er durch den Flur des Heims und landet mit seinem alten Leib schnurstracks in vergangenen Zeiten. Plötzlich ist er wieder Assistent an der Universität in Leiden. »Ich muss ganz dringend zu einer Besprechung«, meint er. Und kurz darauf: »Wo ist der Vorlesungssaal?« Ob ich eigentlich wisse, dass man unten in der »Mensa« (der Heimcafeteria) umsonst Kaffee trinken kann? »Man muss allerdings ein studiertes Gesicht machen, damit die wissen, dass man dazugehört.«

René nimmt fast täglich an »Arbeitskreisen« teil. So jedenfalls nennt er die Aktivitäten, die man auf seiner Station organisiert. Hin und wieder schämt er sich für seine »Kommilitonen«. »Manche schlafen einfach ein. Plötzlich hört man Schnarchen! Für den Dozenten bestimmt nicht angenehm. Aber ach«, beschwichtigt er, »es sind ältere Studenten. Da kann so etwas passieren.«

Sein Arbeitsplatz gefällt René nicht wirklich: »Ich fühle mich mit den Studenten nicht richtig verbunden. Ich vermisse Freundschaften. Die Leute hier sind ein bisschen *schnappisch*.« Und sie haben einen anderen Humor. In der »Aula« (Wohnzim-

mer) liest eine Kommilitonin eine Frauenzeitschrift. Ihr Haar ist etwas zerzaust. René liest über die Schulter mit, zeigt auf ein Foto und meint: »Das hier ist ein gutes Beispiel für einen adretten Haarschnitt. Wenn Sie das Foto zum Friseur mitnehmen, kann er vielleicht noch etwas machen.«

Anstatt zu lachen, wirft ihm die alte Studentin einen giftigen Blick zu.

Die Grenze zwischen Wirklichkeit und Erinnerung verschwimmt. René ist Student, er arbeitet als ›Psychologe‹ oder ›Forscher‹. »Ich mache Beobachtungen für eine bestimmte Studie. Es sieht ganz so aus, als seiest auch du involviert«, erzählt er mir eines Mittags.

»Meinst du unser Buch über deine Erfahrungen als Demenzkranker?«, frage ich ihn.

Genau. Das wollte ihm gerade nicht einfallen. Aber sein Sinn für Humor lässt ihn nicht im Stich. »Also bin ich hier als Undercoverpatient?« Er lacht schallend. »Dass mir das passieren musste!« Die Rollen sind vertauscht, bemerkt er heiter. Zuerst arbeitete seine Tochter undercover, jetzt er. Aber dann im wörtlichen Sinn.

Der Psychologe arbeitet an seinem letzten Projekt, doch: »Ich habe kein Büro, keine Mitarbeiter, keinen Etat. Man nimmt mich nicht ernst und ich stoße auf Widerstand.«

»Was machst du bei deiner Arbeit?«

»Alte Menschen testen und behandeln.« Er reißt die Arme in die Höhe. »Aber so kann ich nicht arbeiten! Ich weiß nicht einmal, wer der verantwortliche Leiter dieser Klinik ist.«

Wir vertreten uns die Beine und warten auf den Aufzug. Eine Gruppe Frauen steigt aus. Eine von ihnen schaut René lachend an und meint: »Wir waren gerade in der Kirche. Aber Sie waren nicht da. Sind Sie denn überhaupt katholisch?«

»Bin ich, in Ermangelung eines Besseren.« Sofort beginnt er zu zweifeln. »Hätte ich eine andere Antwort geben sollen? Habe

ich es mir jetzt verscherzt? Steckt hinter diesem Institut eine Kirchengemeinschaft?«

Am darauf folgenden Tag geht René im Flur umher. Als er mich erblickt, kommt er begeistert auf mich zu. »Sind die anderen schon da?«

»Wen meinst du?«

»Die Leute von der Studiengruppe.« Für eine ordentliche Diskussion ist René immer zu haben. Er freut sich darauf.

»Es ist noch niemand da. Vielleicht können wir schon mal in deinem Zimmer einen Kaffee trinken«, schlage ich vor.

»Kommen noch mehr?«

»Wir sind zu zweit.«

René macht ein enttäuschtes Gesicht. »War es die letzten Male auch schon so, dass manche nicht kommen?«

»Ja. Manchmal sind sie in Urlaub oder haben einen anderen Termin«, denke ich mir spontan aus.

Er lässt nicht locker: »Warum rufst du nicht die *Sammler* an, die sehr wohl kommen wollen.«

Ich gebe vor zu telefonieren und meine dann: »Wir sind heute wirklich nur zu zweit. Die anderen sind verhindert.«

René steht vor vollendeten Tatsachen. Seine Tochter und er werden an diesem Mittag die Ehre der Studiengemeinschaft retten müssen. »Nun denn, mit welchem Thema sollen wir uns heute beschäftigen?«, legt er los.

»Wie wäre es mit den Folgen von Demenz?«

René denkt nach. »Ich habe Demenz, habe ich Recht?«

Das ist nicht zu leugnen. Daraufhin meint er: »Man kann damit leben. Aber es ist schon auch leidig! Man wiederholt sich unnötigerweise: Der andere weiß es schon. Früher waren Kontakte einfacher.«

Sein Leben hat sich verändert. »Man ist von seiner Umgebung abhängiger. Von Leuten, die man früher kannte«, erklärt er. »Manche *schmecken* einen nicht mehr, obwohl man sich frü-

her gut *vertagen* hat. Aber man muss schon sich selbst bleiben können.«

»Geht das? Kannst du dabei du selbst bleiben?«

»Auf diesem Gebiet habe ich nicht so viel Erfahrung. Ich kenne nur die Psychologie«, antwortet er unsicher. »Es kommt darauf an, wie schlimm es ist. Wenn andere einem ihre Stimme geben, geht es.« Was er sagen möchte, ist das: Demenzerkrankte brauchen Menschen, die für sie eintreten.

Immer häufiger erfolgen Orts- und Zeitwechsel so schnell, dass René kaum mehr nachkommt. Bei dieser faszinierenden Zeitmaschine bedient er die Schalter nicht selbst. Wo ist er? In Nimwegen, Leiden, Tilburg? Mit solchen Fragen klopft René bei seinen ›Kollegen‹ an. Diese sind alles andere als erfreut. »Er sucht ständig Beachtung«, ist »kaum zu korrigieren«, »nimmt viel Zeit in Anspruch« und zeigt »forderndes Verhalten«.

Er hat Angst, »verrückt zu werden«, notiert eine Pflegerin. In einer seiner Notizen wird deutlich, wie schwierig seine Situation ist. Wie alt ist er auch wieder? ›ALTER? 75+...‹

René hält eine Vorlesung: »Das Problem ist die reine Vergesslichkeit. Abends beginnt der Tag bereits zu verdampfen. Diese Vergesslichkeit kommt in Wellen und beeinflusst das Wohlfühl. Aber man kann sich darauf verlassen, dass die psychische Struktur mithilft, das Ganze erträglich zu machen. Auch hinsichtlich der Sprache, diese wird nie ganz verrückt.«

Gegen Abend wird Alarm geschlagen. Wie sich herausstellt, »kämpften auf Station 3 zwei Männer miteinander. Nach einigem Suchen zeigte sich, dass es sich um die Herren van Neer und G. handelte«.

René ist wieder einmal ins falsche Zimmer geraten. Er hatte sofort einen Blick in den Kühlschrank geworfen und sah sich Auge in Auge mit einem unbekanntem Mann, der ihn aufforderte, das Zimmer zu verlassen. René war empört: Was ist denn jetzt los? Das ist sein Kühlschrank!

Es kam zu einem Handgemenge. G. versuchte den Eindringling unsanft nach draußen zu befördern. Dabei »ist Herr van Neer gestürzt, keine sichtbaren Verletzungen, MIC ist ausgefüllt«.

MIC? Die Abkürzung steht für *Melding Incidenten Clientenzorg*, oder auf Deutsch: Meldeformular für Zwischenfälle in Alten- und Pflegeheimen. Jede Heimeinrichtung ist gesetzlich verpflichtet, Zwischenfälle wie Unfälle und Fehler zu melden.

Nach dem Handgemenge zieht sich die Pflegerin in ihr Büro zurück. Da das MIC ausgefüllt werden muss, werden die Männer ihrem Schicksal überlassen. Was ist los mit der Gesetzgebung im Kranken- und Pflegesektor? Es scheint, als müsse mehr geschrieben als gepflegt werden.

Einige Tage nach dem Scharmützel ist René noch immer durcheinander. Die Einzelheiten weiß er nicht mehr. Nur noch, dass er mit einem »Einbrecher« gekämpft hat. Er fühlt sich nicht mehr sicher. »Solides Vor-hänge-schloss und Ring-alarm-installation«, notiert er auf seiner Einkaufsliste. Er sucht die Telefonnummer der Polizei und erwägt sogar die Anschaffung eines »wachenden Hundes«.

Er sucht Halt in seiner Arbeit. »Ich würde gern wieder ein bedeutendes Thema in Angriff nehmen, inklusive aller Aspekte. Wie wir das früher zusammen gemacht haben«, vertraut er mir an. »Ich sehne mich nach dieser Zeit zurück.«

Zwölf Jahre lang war René mein fester »Forscher«. Er suchte Sekundärliteratur zu den Themen meiner Kolumnen, Artikel und Bücher. Er machte das voller Leidenschaft, getrieben von einer Mission: die Öffentlichkeit mit »wissenschaftlich fundierten« Informationen versorgen, sodass sie »sich ein scharfes Urteil über Gesellschaft und Politik bilden und eigene Entscheidungen treffen kann«.

In seiner Tilburger Wohnung lag stets eine Plastikmappe mit der Aufschrift »Stella geben«. Am liebsten jedoch brachte er sie mir persönlich vorbei. »Dann hast du mehr Zeit für deine Ar-

beit.« Eine Mappe mit ausgeschnittenen Zeitungsartikeln oder Untersuchungen zu meinen Themen. Der untere Rand des Arbeitsmarktes, Betrug, Graue Wölfe, Obdachlose. Umfangreiche Berichte brauchte ich nicht selbst zu lesen, das machte René schnell für mich. Er erstellte leserliche Zusammenfassungen und führte sie mündlich aus, während ich eifrig Notizen machte. Wir waren nicht Vater und Tochter, sondern Kollegen.

Jetzt möchte sich René gern auf ein neues Thema stürzen. »Nun ja, aber es ist jetzt eine ganz, ganz andere Welt«, seufzt er mit geschlossenen Augen. »Russland. Alle kommunistischen Länder sind dahin. Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Warum sind alle so gelassen? Es ist doch fantastisch, die Machthaber wurden vertrieben. Revolution!«

Auf dem Beistelltisch neben seinem Lehnstuhl liegt die Doktorarbeit von Trees Pels. Sie handelt von der Erziehung marokkanischer Vorschulkinder in den Niederlanden. Ein typisches Thema für René. Jeden Tag liest er einen Abschnitt und hat dabei wie früher den gelben Leuchtstift in der Hand. Doch im Gegensatz zu früher markiert er nun auch die Anmerkungen.

Es fällt ihm nicht leicht. Er kann zwar noch lesen, aber »wenn ich mit einem Absatz fertig bin und den nächsten beginne, habe ich den vorherigen schon wieder vergessen. Den muss ich dann noch einmal lesen. Bis ich denke: Gib auf!« Aber auch diese Schlussfolgerung bleibt nicht hängen und das Ritual beginnt von neuem.

»Ich kann nicht mehr klar denken«, meint René. Er hat auch sofort eine Lösung parat: »Ich muss meine Arbeit neu ordnen. Alles in kleinen Schritten. Je gelassener ich meine Energie nutze, desto freudiger und realistischer bin ich.«

Er tippt mit seinem Zeigefinger auf die Doktorarbeit. Zeit für die Textübergabe. Er fummelt an seiner Schlüsselhalskette und legt los: »Du kannst diese marokkanischen Eltern darauf hinweisen, dass es andere Möglichkeiten gibt. Dass die Eltern in

unserem Land es anders machen als dort. Wenn man dann ... Tut mir leid. Ich habe es im Kopf, aber ich kann es nicht erzählen.«

Aus seinem Fachgebiet sind noch Überreste präsent. Von den Fertigkeiten, die jemand zeit seines Lebens erwirbt, bleiben noch bis weit ins fortgeschrittene Demenzstadium Rudimente erhalten. »Interessant ist es bestimmt«, fährt er mit der Begeisterung des alten René fort, der etwas Neues entdeckt hat. »Denn wenn man diesen Eltern beibringt, wie es die Niederländer machen, dann können sie es auch, wenn auch mit anderen Absichten. Weil die Kultur, die Literatur der Marokkaner, in bestimmten Punkten besser ist als die Kultur der ...« Er schaut mich fragend an.

»Einheimischen?«

»Genau!«

»Wir brauchen nicht viele Worte«, sage ich.

»Ja, wir haben genügend Antworten.« René steht auf und geht im Zimmer auf und ab. Manchmal überkommt ihn die Unruhe. »Ich habe ein neues Ich. Ein marokkanisches Ich«, rutscht ihm heraus. Er erschrickt vor seinen eigenen Worten. »Was für eine seltsame Bemerkung«, meint er fröhlich.

Eine Pflegerin klopft an die Tür. »Die frische Wäsche ist da«, sagt sie freundlich.

René: »Stimmte die Menge?«

Sie bringt auch eine Tasse Kaffee. René trinkt sie schnell leer. Unsicher schaut er mich an. »Und jetzt? Was ist hier Sitte? Soll ich die Tasse abwaschen oder ausspülen, ehe ich sie der Nachbarin zurückgebe?«

»Ausspülen reicht«, beruhige ich ihn. »Sollen wir sie zusammen zurückbringen?«

»Gern, aber ich weiß nicht, wo sie wohnt.«

Wir stellen die Tasse auf die Spüle im »Wohnzimmer«. Auf dem Rückweg fragt René: »Was sind das für Leute, denen wir die Tasse zurückgeben?«

»Pflegepersonal.«

»Wirklich?« Er zieht die Augenbrauen zusammen. »Ich dachte, das ist hier eine Art Verein.« Ist er in einem Vereinshaus gelandet? Das ist eine neue Möglichkeit. Oder ist er doch an der Universität? In einem Kongresszentrum? Einem Internat? Oder ist er, was er am meisten fürchtet, in den Händen einer Bande von »Kriminellen und Kleinkriminellen«?

Weihnachten steht vor der Tür. »Herr van Neer beteiligt sich kaum noch an Aktivitäten, bleibt lieber auf seinem Zimmer«, steht in seiner Pflegeakte. René ist erschöpft. »Das kommt von Alzheimer«, sagt er. »Ich denke, der Kern meiner Krankheit ist Erschöpfung, kombiniert mit den Erwartungen des Umfelds, dass man noch immer das Gleiche können muss.«

Die »Arbeitsgruppen« laugen ihn aus. »Ich kann mich zwar konzentrieren, aber nur für kurze Zeit.« Außerdem sagen ihm nicht alle Programmpunkte zu. »Wir haben gerade ein Bettspiel gemacht. Ich kannte es nicht.«

»Meinst du ein Brettspiel?«

»Weiß ich nicht. Aber das ist nichts für mich.«

Ein paar Tage später komme ich wieder auf die Station. Die Bewohner sitzen um einen Tisch im Wohnzimmer. Elf Frauen. René mit zugekniffenen Augen unter ihnen. Sie spielen Sprichwörter raten.

»Es ist schwer stehlen ...«, sagt die Aktivitätenbegleiterin. Sie schaut ihre alten Mündel erwartungsvoll an.

Es bleibt still.

Sie gibt einen Tipp: »wo der Wirt ...«

»... ein Dieb ist.«

»Gut, Frau Jansen!«

René ist erleichtert, als er mich sieht: »Kommst du, um mich zu befreien? Schön. Die Arbeitsgruppe hat viel Zeit gekostet und wenig gebracht.« Er denkt, dass er noch immer Leistung bringen muss, aber genau das kann er nicht mehr. Ständig ver-



sagt er. Ja, er muss es ruhiger angehen und nennt es »bewusst eine Urlaubshaltung einnehmen«. Aber macht er überhaupt noch etwas Sinnvolles? Das ist für ihn die große Frage. »Probleme bereiten einem die zahllosen kleinen Dinge, mit denen man tagtäglich konfrontiert wird«, erklärt er, »die man irgendwo aufbewahren muss. Ein ganzes Arsenal, das man aufräumen muss. Aber das geht nicht mehr. Soll ich es anderen überlassen? Ich komme zu spät zu Besprechungen, denn meine Armbanduhr ist kaputt und ich habe keine andere Uhr.«

Keine andere Uhr? Ist er sich da sicher?

»Da sagst du etwas. Ich nehme die Dinge nicht mehr richtig wahr«. Es ist ihm peinlich. »Vielleicht habe ich ja eine Uhr, doch dann übersehe ich sie schlichtweg.«

Auf seiner Einkaufsliste steht ›Lexington‹, obwohl René seit gut vierzig Jahren nicht mehr raucht. Warum möchte er dann eine Zigarre? »Um das Ende voranzutreiben«, antwortet er.

René fühlt sich einsam. Mit wem kann er reden? »Hier ist kein anständiges Gespräch möglich. Jeder verliert seinen Geist«, vertraut er seinem HVP an. Und auf meinen Anrufbeantworter spricht er: »Ich leide sehr. Wir müssen vorwärts. Schritte unternehmen. Andernfalls starren wir uns in fünfzig Jahren noch immer an ... hilf mir bitte!«

René ist depressiv, aber seine Pfleger erkennen das Krankheitsbild nicht: Dafür sind sie nicht ausgebildet.

Das ist problematisch, denn viele Demenzkranke laufen Gefahr, in Depressionen zu fallen: Nach Schätzungen liegt der Anteil zwischen zehn bis vierzig Prozent bei beginnender Demenz im Gegensatz zu ein bis zwei Prozent bei einem alten Menschen ohne Demenz.<sup>5</sup>

Wie oft kommen Depressionen bei Menschen mit schwerer Demenz vor? Das weiß niemand. Wissenschaftler haben noch kein Instrumentarium entwickelt, mit dem man Depressionen bei ihnen erkennen kann.

René: »Jeden Morgen ist alles neu.« Werden Informationen nicht mehr gespeichert, lässt sich keine Routine aufbauen. Deshalb wacht René jeden Morgen in einem ihm vollkommen fremden Zimmer auf. Wo ist der Lichtschalter? Wo liegen seine Kleider und wo der Geldbeutel? Wo befindet sich die Toilette? Der Ausgang? Wo ist er?

Mein Vater muss in seinem Gedächtnis immer neue Ebenen anbohren und fürchtet, dass er den Boden erreicht hat. »Ich kann nicht nachsehen, ob ich Termine habe, und auch nicht arbeiten. Mutter Natur hat uns wieder um eine Erfahrung reicher gemacht«, meint er zynisch.

Der Abstinenzler versucht es sogar mit Anisschnaps. Aber schon nach einem halben Glas verzieht er das Gesicht. »Morgen gehen wir zur Bibliothek«, versuche ich ihn aufzumuntern, woraufhin er erwidert: »Morgen? Sprich nicht von morgen. Ich muss erst versuchen, mir das Heute zu merken.«

In der Bibliothek kann er seine Sorgen für kurze Zeit vergessen. Wie ein Kiebitz läuft er durch die Abteilung mit den Großdruckausgaben. Er greift ein willkürliches Buch aus dem Regal und beginnt zu lesen. »Es könnte eine Nummer größer sein«, bemerkt er. Er streckt den Finger in die Höhe. »Ein Vergrößerungsglas!« Schnell macht er sich auf die Suche nach einer Bibliotheksmitarbeiterin.

»Verkaufen Sie Lupen?«, fragt er am Informationsschalter. »So ein Ding, mit dem man die Buchstaben etwas größer sehen kann«, erklärt er zur Sicherheit. Es scheint, als verstehe man ihn immer weniger.

»Wir haben tatsächlich eine Lupe da«, meint sie. »Sie dürfen sie hier benutzen, aber nicht mitnehmen.«

René nickt zustimmend. »Genau, was ich meine. Ein Buchstabenvergrößerer. Was schulde ich Ihnen?«

»Wir verkaufen keine Lupen.«

»Aber ist das nicht ein Lupengeschäft?«

»Nein, das ist eine Bibliothek.«

»Aber gerade eben verkauften Sie mir doch eine Lupe?«

Sie wendet sich an mich: »Können Sie es ihm erklären? Er versteht es nicht mehr, was? Schlimm.«

Immer dasselbe Lied. In seiner Gegenwart spricht man über ihn. Ein Demenzkranker hat den Status eines Kleinkindes. René: »Der Emanzipationsgehalt ist gleich null. Weil es eine Krankheit ist, die alte Menschen trifft, tendiert man dazu, sie nicht ernst zu nehmen.«

René erhält Zustimmung vom Gesundheitsrat, dem zufolge sich die Gesellschaft mit Demenz keinen rechten Rat weiß. Aus Scham werden demenzerkrankte Familienangehörige zu Hause gehalten. Als seien sie ein Störfaktor, werden sie in Alten- und Pflegeeinrichtungen sogar von nichtdemenzkranken Bewohnern getrennt.

Warum lastet ein Tabu auf dieser Alterskrankheit? Es lassen sich mehrere Gründe anführen. In einer Zeit, in der sich alles um den wirtschaftlichen Nutzen dreht, fällt es den Menschen schwer, die Gebrechen der Alten zu akzeptieren. »Während das Altern in früheren Zeiten als existenzieller Prozess körperlicher und geistiger Natur betrachtet wurde, gilt Altsein heute mehr und mehr als praktisches Problem, das mit Hilfe von Wissenschaft und Technologie lösbar ist«, schreibt der Gesundheitsrat in seinem Bericht.<sup>6</sup> Früher war das Bild des älteren Menschen vorherrschend, der einen ruhigen Lebensabend verbringt. Dieses wurde ersetzt durch den »vitalen älteren Menschen, der noch im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens steht, in vollen Zügen seine freie Zeit genießt, reist und andere schöne Sachen macht. [...] Vitale Ältere werden zum Maßstab für andere Ältere«. Außerdem sind Ansichten über Demenz abhängig von der jeweiligen Zeit und Kultur. »Kognition, Rationalität und Autonomie stehen heutzutage über Gefühl, Emotionalität und Abhängigkeit.« Aus diesen Gründen ist Alzheimer mit einem so negativen Image behaftet und der Graben zwischen Hilfsbedürftigen und dem Rest der Gesellschaft breiter geworden.

Der Demenzkranke sieht sich mit einer ganzen Reihe von Vorurteilen konfrontiert. Auf der Liste des Gesundheitsrats steht: Erstens: Dementierende Menschen begreifen nichts mehr. Zweitens: Sie sind weniger wert als andere. Drittens: Man kann nicht mit ihnen kommunizieren. Viertens: Sie sind per Definition unwillig. Fünftens: Demenz nimmt dem Leben den Glanz. Sechstens: Bei Demenz ist nichts zu machen.

Es wird Zeit, dass Demenzerkrankte aus dem Abseits treten, aber René hat so seine Zweifel. »Ich frage mich, ob die Gesellschaft reif ist, Demenz in einem anderen Licht zu sehen«, meint er. »Jetzt denkt sie: Diese Leute sind total plemplem.«

Auf seinem Schreibtisch vor dem Fenster liegen stets Papier und Stift. So kann René seine Ideen aufschreiben – wenn er es nicht vergisst. Eines Vormittags überreicht er mir ein paar Notizen. »Schau, ob du das gebrauchen kannst.« Da steht: »weiter vertiefen: Patientensicht.« Er erklärt: »Es geht darum, wie der Patient sich und seine Umgebung wahrnimmt.« Viel weiter kommen wir an diesem Tag nicht: zu müde. »Es hängt von der Stimmung ab, ob man mit dem Material umgehen kann«, meint er. »Schade, dass ich mich nicht jeden Tag so richtig an die Arbeit machen kann. Ich muss zu viel wiederholen, um wieder in Schwung zu kommen. Diese Energie sollte man besser verwenden, um das Thema zu entwickeln.«

Die Pflegerin, die sein Bett macht, hört atemlos zu. »Un glaublich«, meint sie. »Wie ein Professor.«

Kurz darauf liegt auf seinem Schreibtisch folgende Notiz: »Jeder Mensch wird mit Alzheimer geboren, woraufhin es sich weiterentwickelt.«

»Wird jeder mit Alzheimer geboren?«, frage ich René.

»Wer sagt das?«

»Du.«

»Ich? Du machst Witze«, meint er. Als ich ihm seine Notizen zeige, sagt er verwundert: »Tatsächlich, meine Handschrift.«

Die Vorstellung, Demenz sei angeboren, ist gar nicht so ver-rückt. »Wir wissen heute, dass wahrscheinlich jeder Demenz be-kommt«, sagt Frans Verhey, Professor für Neuro- und Altenpsy-chiatrie an der Uniklinik Maastricht. »Es geht nicht um die Frage, wer es bekommt, sondern warum es der eine früher be-kommt als der andere. Jeder erkrankt an Demenz, wenn er nur alt genug wird.«

Man könnte sagen, Demenz ist die natürliche Endkrankheit des Menschen. Wenn man nicht an einer anderen Krankheit stirbt, steigen die Chancen, an Demenz zu erkranken. Je älter man wird, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit. Der Prozent-satz demenzkranker Menschen unter 55 liegt bei 0,3 Prozent, bei 55- bis 59-Jährigen bei 0,4 Prozent und steigt auf 43,2 Pro-zent bei über 95-Jährigen.

Durch die Vergreisung nimmt die Zahl der Demenzerkrank-ten in raschem Tempo zu, denn die Menschen werden immer älter. Demenz wird bereits als graue Zeitbombe der reichen Länder bezeichnet. Man fürchtet, dass sie Krebs als Todesursa-che überrunden wird.

Weltweit leiden (2005) 24 Millionen Menschen an Demenz. 2040 werden es 81 Millionen sein. Alle sieben Sekunden kommt ein neuer Patient hinzu, wie die Untersuchungen der *Alzhei-mer's Disease International*, der Dachorganisation aller Alzhei-mer-Organisationen zeigen. Demenz tritt bei zahlreichen (min-destens 55) Krankheiten als Begleiterscheinung auf, ist jedoch in den meisten Fällen die Folge der Alzheimer-Krankheit.<sup>7</sup> Auf dem zweiten Platz folgt die vaskuläre Demenz, unter die alle Nicht-Alzheimer-Formen fallen, bei denen die Blutgefäße im Gehirn Abweichungen aufweisen, angefangen mit einer Reihe kleinerer Gehirnschläge bin hin zum Schlaganfall oder einer Ge-hirnbrutung. Sechzehn Prozent der Demenzkranken haben vas-kuläre Demenz. Bei sechs Prozent der Demenzkranken handelt es sich um Demenz im Zusammenhang mit Parkinson. Die Krankheitsbilder bei Demenz sind oft nicht voneinander zu un-

terscheiden. Es gibt Mischformen, zum Beispiel Alzheimer und vaskuläre Demenz. Und sie kommt in den besten Familien vor: Der ehemalige Präsident Reagan starb daran, die Schriftstellerin Iris Murdoch und auch die niederländische Prinzessin Juliana – deren Familie damit nicht an die Öffentlichkeit treten wollte. Aus Scham?

Erster Weihnachtsfeiertag, halb eins nachmittags. Exfrau Marijke, Sohn Camille, Schwiegertochter Jansi und die Zwillingen Arjuna und Barati kommen zu Besuch. René lässt die Invasion gelassen über sich ergehen und schweigt. Dann macht er zumindest keine Fehler.

Marijke versucht dennoch, ein Gespräch anzufangen: »Wie schön du hier in Maastricht wohnst. Gefällt es dir hier?«

René schüttelt den Kopf und meint: »Ich mag die Art der Tilburger nicht.«

»Aber René, du wohnst in Maastricht«, meint Marijke überrascht. »Nicht in Tilburg.«

»Was?« Jetzt ist es René, der große Augen macht. »Aber Tilburg ist doch nicht dasselbe wie Maastricht, oder?«

Zweiter Weihnachtsfeiertag. René schlummert im ›Wohnzimmer‹ in einem Sessel. Auf seinem Schoß liegt ein Lehrbuch über die Funktionsweise des Gehirns. Über dem Lesen ist er eingeschlafen und schreckt auf. »Sind die Geschäfte heute geöffnet?«

Wieder im Zimmer beginnt René hin- und herzulaufen, die Hände auf dem Rücken. »Oh Leute, Leute, Leute.« Er weist auf die Papiere, die verstreut auf seinem Schreibtisch liegen. »Ich kann sie nicht mehr ordnen. Ich kann nichts mehr ... Bei allem brauche ich Hilfe«, stöhnt er.

Das Weihnachtsmahl wird in seinem Zimmer serviert. Als Vorspeise Suppe. René kleckert, er wird missmutig. »Es dauert lange, bis man die Tasse leer hat. Früher war sie in ein paar Happen *verspatzt*.« Immer häufiger kommt er mit neuen Wörtern. »Es ist, als stottere ich, aber es ist etwas anders. Die Wörter

stocken. In meinem Sprachvermögen ist ein Staubkorn«, erklärt er. Dieses Staubkorn ist bekannt als ›Aphasie: Eine Störung der Sprachfunktion. Je weiter die Demenz fortschreitet, desto größer werden die Kommunikationsprobleme. Die Tür zum Wortschatz im Gehirn klemmt. Man findet die richtigen Wörter nicht mehr.

Es läutet. Eine Pflegerin kommt und fragt, ob das Essen schmeckt. »Und kann ich noch etwas für Sie tun?«

René schaut sie mit eiskaltem Blick an. Nachdem sie gegangen ist, erklärt er: »In diesem Gebäude, in dem ich ein Arbeitszimmer miete, wird stichprobenweise kontrolliert, ob die Männer Damenbesuch haben.«

Er nimmt seine Papierserviette und faltet sie sorgfältig zusammen. »Ist noch etwas im Kasten?«

»Kasten?«

»Dem *Kühlkasten*.«

Da kommt das Hauptgericht. »Hoffentlich ist es nicht vergiftet. Die sind hier zu allem fähig.« Es ist heute ganz offensichtlich nicht René's Tag. Er stopft die gefaltete Serviette in die Hosentasche und fährt fort: »Du müsstest sie einmal selbst miterleben, diese Schikanen der Schwestern. Fragt man etwas, wird man angeschnauzt. Jeder wird herablassend behandelt. Allein schon, wie sie die Leute anschauen.«

Der Nachtisch kommt. »Wenn der auf ist, möchte ich nach Hause.«

Abends nimmt er seinen Notizblock und schreibt: ›Alle Kleider mitnehmen!‹ Und: ›Stella: meine Miete NICHT vorausbezahlen.‹

›BADEN‹ prangt auf seiner Einkaufsliste. René sehnt sich nach einem wohligh warmen Bad. Eines Sonntagmittags fleht er Cees an, er möge doch für den nächsten Tag ein Bad organisieren.

Sie gehen zum Beobachtungsposten und bekommen ein »Nein« zu hören: keine Zeit.

René traut der Sache nicht. »Behalte es im Auge«, warnt er seinen Schwiegersohn. »Sie werden es trotzdem auf die Rechnung setzen.«

Abends ruft er mich mit folgender Frage an: »Wie spät ist es? Die Uhr funktioniert nicht.«

»Zehn vor halb sieben.«

»Warte, schnell aufschreiben. Wie spät noch mal?«

»Zehn vor halb sieben.«

»Wie viele Minuten dauert es noch, bis es acht ist?«

»Gut anderthalb Stunden.«

»Kann ich dich dann um acht anrufen, um zu schauen, ob es stimmt? Ich versuche mein Gedächtnis zu trainieren.«

Zur vereinbarten Stunde rufe ich ihn selbst zurück. Im Hintergrund höre ich den Fernseher. »Schaust du Sport?«

»Leider ja.«

»Nichts für dich.«

»Stimmt. Eislauf. Früher drehten sie noch schöne Pirouetten. Jetzt ist es langweilig.«

Das passiert, wenn man den Fernseher nicht bedienen kann. René ist von dem abhängig, was sein Besuch oder seine Pfleger anschalten – wenn sie denn überhaupt daran denken.

Am nächsten Morgen sitzt er völlig verstört in seinem Sessel. Er kann die Schlüssel nicht finden. Wir durchkämmen das Zimmer. Nichts. Ich schaue unter seinem Hemd nach. Da ist er.

René: »Aber sind es denn die richtigen Schlüssel?« Das Abenteurer Demenz scheint zum Albtraum zu werden. »Ich kann mir überhaupt nichts mehr merken.«

Er spitzt die Ohren. »Was höre ich da?« Leise Stimmen auf dem Flur. Vorsichtig öffnet er die Tür. Nichts. Kurz darauf hört er wieder etwas. Er schaut mich ängstlich an: »Ist die Tür auch richtig zu?«

Auf seinem Schoß liegt *Engelmagie*. Das kleine Buch ist in diesen Zeiten seine Bibel. »Ich habe angefangen, daran zu glauben«, meint er mit Tränen in den Augen. »Wenn nichts oder



niemand mehr hilft, gibt es immer noch die Engel. In der Not kann man seinen Schutzengel anflehen.«

René hat mit seinem gelben Leuchtstift nahezu alle Sätze des Buches markiert. »Engel sind Hilfs-Arme – wortwörtlich, sie können einen zum Beispiel aus dem Wasser ziehen, wenn man am Ertrinken ist«, meint er begeistert. »Hilfs-Arme: die Hilfe Gottes. Da, wo man sie braucht, hat er ein Bataillon Engel aufgestellt.«

Er nimmt einen Schluck Kaffee und stellt die Tasse neben der Untertasse ab. »Es war in einer Zeit, in der ich mich nicht so gut fühlte. Ob es Engel nun gibt oder nicht, es funktioniert. Wollen wir mal annehmen, es gibt sie, und es nicht weiter analysieren. Manche Leute halten das für naiv. Das müssen sie selbst wissen. Ich finde, es hat seinen Reiz, über Gott, Computer, Engel und den Menschen nachzudenken. Ein Computer macht es nicht besser als jene lieben Engel. Was meinst du?«

»Klingt interessant«, sage ich.

»Zum Glück«, antwortet er. »Kennst du nicht jemanden, der das Buch lesen möchte? Denn es ist nicht Sinn der Sache, dass die Engel abgeschafft werden.«

Es passiert beim Mittagessen. Der gereizte Psychologe weigert sich, sich zu setzen. »So geht das nicht weiter. Ich kann so ab – Strich – so – Strich – lut nicht arbeiten. Ich höre auf.«

»Herr van Neer, setzen Sie sich doch«, versucht es die Pflegerin, die das Essen serviert. Nichts zu machen. René bleibt stehen und wird laut: »Sogar der Wohn- und Aufenthaltsort meiner Mitarbeiter wird verheimlicht.«

»Herr van Neer, es gibt köstliche Suppe.«

»Sie setzen den Ruf meines Faches aufs Spiel. Man macht meine Theorien lächerlich. Mein Beitrag wird ignoriert.«

»Setzen Sie sich doch bitte in aller Ruhe hin.«

»Ich will nicht sitzen, nicht essen! Ich kooperiere erst dann wieder, wenn ich weiß, was mit meinem Team ist.«

Einen Tag später sagt René: »Ich brauche Hilfe.«

»Was für Hilfe?«, frage ich ihn.

Er spreizt die Arme. »Möglichst gute.« Er schreibt in seinen Notizblock: »Das Problem ist das Gedächtnis ... Ich muss immer ...« Und: »Das Ein- und Ausschalten des Fernsehers, auch so eine Plage. Können wir nicht einen Plan für den sinnvollen Gebrauch des Fernsehers erstellen?« Oder: »Lampen mit Druckschaltern sind kompliziert. Aber es gibt natürlich Schlimmeres.« Er hat nahezu alle praktischen Fertigkeiten verloren.

Er steht plötzlich auf. »Ein herrliches Bad.« Und verschwindet ins Badezimmer.

Kurz darauf kommt er völlig verstört wieder zurück, im Hemd und auf Socken. Bei genauerer Betrachtung erwies sich die Badewanne als Dusche. Er wollte sich ausziehen, kam aber nicht weit.

Als ich den Pullover wieder über seinen Kopf zwänge, murmelt René: »Ach, wie traurig. Wie im Kindergarten.« Und als ich seine Schnürsenkel binde: »Könnten wir nur unsere Hände tauschen. So etwas sollte im zwanzigsten Jahrhundert doch möglich sein.«

»Im einundzwanzigsten, Papa.«

»Gütiger Gott, schon wieder ein Jahrhundert vorbei?«

Genug geredet, wir wollen nach draußen. Auf dem Flur spricht mich eine kleine alte Frau an. Auf ihren Rollator gestützt, steht sie in der Tür eines der Zimmer. »Man hat gesagt, dass das mein Zimmer ist, aber ich erkenne die Sachen nicht. Ist das wirklich mein Zimmer?«, fragt sie mich.

»Sind Sie Frau Jansen? Ja? Dann ist das Ihr Zimmer, denn Ihr Name steht an der Tür.«

»Warum erkenne ich es dann nicht?«

»Sie hatten zwei Gehirnblutungen. Deswegen stockt Ihr Gehirn manchmal.«

Sie schüttelt mir dankbar die Hand. Aber wo ist René? Der irrt suchend durch den Flur.

Draußen fällt sein Blick auf das Schild am Eingang, auf dem in großen Buchstaben ALTEN- UND PFLEGEHEIM KOEPEL-HOF steht. »Schau«, meint René. »Ein Pflegeheim. Das versuche ich dir die ganze Zeit klarzumachen. Dort würde ich gern behandelt werden. Dort wird man zumindest gepflegt.«